

G. Großstadterfahrung am Beispiel Budapests

von

*Gábor Gyáni**

Den Beginn der Modernisierung im mitteleuropäischen Raum datiert man gewöhnlich auf Anfang/Mitte des 19. Jahrhunderts, als es in einer Reihe von Gebieten infolge der Industrialisierung, der Entwicklung der Fabrikindustrie sowie der explosionsartigen Urbanisierung zu einem umfassenden Wandel kam. Unter dem Einfluss dieser Prozesse veränderten sich innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeit die Arbeitsbeziehungen und die Arbeitsplatzbedingungen grundlegend, und gleichzeitig wurde auch die Ordnung der öffentlichen Beziehungen vollständig umgestaltet, inklusive der Beziehung des Individuums zum Staat. Somit bildeten sich die heute bekannten Formen des modernen städtischen Lebens heraus. Mit den Ursachen und sachlichen Komponenten dieser Entwicklungen haben sich viele Autoren befasst, die in ihren Werken die Geschichte des „langen 19. Jahrhunderts“ darstellen. Kaum wurde hingegen die nicht minder wichtige Frage behandelt, was währenddessen in den Köpfen der Menschen vor sich ging. Wir wissen heute noch äußerst wenig darüber, was die Zeitgenossen als aktive Teilnehmer dieses Wandels von historischem Ausmaß von alledem wahrnahmen und auf welche Weise sie diese Geschehnisse, die die Nachwelt als revolutionär beurteilt, für sich bewusst machten. Daher ist es notwendig, eingehend zu untersuchen, welche Erfahrungen den objektiven Prozess der „großen Veränderung“ begleiteten und formten. Die zweitgrößte Metropole der österreichisch-ungarischen Monarchie, Budapest, ist für eine solche Untersuchung besonders geeignet, da der stürmische Verlauf ihrer Urbanisierung eine besonders reiche Fundgrube solcher historischen Erfahrungen bietet.

1. Auf dem Weg zur Metropole

Das Jahr 1873 bildete in der Geschichte Budapests – des politischen Mittelpunkts von Ungarn, das nach 1867 seine verfassungsmäßige Selbstständigkeit teilweise wiedererlangt hatte – vielleicht einen der wichtigsten Wendepunkte. Dieses Jahr 1873 war deshalb von besonderer Bedeutung im Leben der Stadt, weil die administrative und physische (infrastrukturelle) Zusammenfügung der drei bisher voneinander unabhängigen Städte Pest, Ofen (Buda) und Altöfen (Óbuda) den Weg für die rasche Urbanisierung der folgenden Jahrzehnte eröffnete. Aufgrund der sich nunmehr beschleunigenden großstädtischen Entwicklung war Budapest bis zum Ende des Dualismus nahezu zu einer

* Übersetzung aus dem Ungarischen: Ulrike Harmat, Wien; Imre Ress, Budapest.

Einmillionen-Metropole herangewachsen. Die Idee der Vereinigung der drei Siedlungen zur Hauptstadt wurde als Wunsch bereits ein halbes Jahrhundert früher formuliert. Der Reformpolitiker des Vormärz, István Graf Széchenyi, gebrauchte 1831 erstmals den Ausdruck Budapest, und reflektierte darüber, was notwendig sei, damit aus dem vereinigten Ofen-Pest eine wahre Hauptstadt werde: „Budapests Lage ist lieblich und solcherart, die in vieler Hinsicht geeignet erscheint als vereinheitlichender Mittelpunkt. Wenn man jedoch die beiden Städte und deren Einzugsbereich in natürlicher Beschaffenheit beließe, könnte man eine Vereinigung erst nach Jahrhunderten anstreben, in welchen sich hingegen so viele gegnerische Kräfte entwickeln könnten, dass Ofen-Pest möglicherweise niemals aus der Reihe der provinziellen Städte heraustreten könnte und kaum als einigendes Zentrum dienen würde. Die Frage ist daher, oder vielmehr, die Aufgabe besteht folglich darin: herauszufinden zu welcher Entfaltung die beiden ‚Schwesternstädte‘ fähig sind.“¹

Nach dem GA X/1870, durch den der „Fővárosi Közmunkák Tanácsa“ [Hauptstädtischer Rat für öffentliche Arbeiten] geschaffen worden war, wurde das Projekt der Vereinheitlichung der drei Städte in Angriff genommen. Deren tatsächliche administrative Vereinigung ließ jedoch noch einige Jahre auf sich warten. Der „Hauptstädtische Rat für öffentliche Arbeiten“ betrachtete es als seine grundlegende Aufgabe, die voneinander getrennten Siedlungen, die fortwährend durch Hochwasser gefährdet waren, durch Brücken zu verbinden und die Donau zu regulieren. Weitere wichtige Aufgaben waren darüber hinaus die Erschließung der Hauptverkehrsstrassen, die umfassende Regulierung des gesamten Gebietes der Hauptstadt und die Regelung der Baupolitik, die Ausarbeitung einer Bauordnung und deren Vollziehung, sowie die Betreuung weiterer stadtplanerischer Aufgaben. Diese Aufgaben erforderten vor allem dort viele Jahrzehnte, wo – wie im Zeitalter Széchenyis, in den dreißiger Jahren und natürlich auch in den folgenden – kaum Spuren einer modernen Infrastruktur existierten. Baron Frigyes Podmaniczky, „Budapests Bräutigam“, wurde 1873 in seiner Eigenschaft als Vizepräsident des „Hauptstädtischen Rates für öffentliche Arbeiten“ – er hatte diesen Posten bis 1905 inne – zum operativen Leiter und widmete sich mit großem Eifer der Aufgabe, Budapest zu einer Großstadt auszubauen. Als Podmaniczky sich in den achtziger Jahren vor die Situation gestellt sah, möglicherweise sein Amt niederlegen zu müssen, wozu er jedoch nicht bereit war, formulierte er sein „Arbeitsethos“ auf folgende Weise:

„Es ist selbstverständlich, dass ich, der ich so sehr an der Hebung und dem Aufbau der sicheren Zukunft unserer Hauptstadt hing und auch heute noch hänge, mich nicht mit dem Gedanken anfreunden konnte, dass ich meine Arbeit zur Hälfte liegen lasse und vor der ehrlichen Vollendung der Aufgaben, mit welchen die von mir geführte Behörde und ich betraut wurden, quasi davonlaufe. Damals war weder die Agenda der baulichen Regelung, noch die der Wasserleitung, der Kanalisation, noch die endgültige Festlegung des Straßenbahnnetzes auch nur in Grundzügen entschieden. Im Vorbereitungsstadium befand sich damals die Donauregulierung [...], die wichtige Frage der Eröffnung der großen Ringstraße konnten wir nicht einmal auf die Tagesordnung setzen. Der Verkauf und der Ausbau der Parzellen der

¹ GRÓF ISTVÁN SZÉCHENYI, Buda-pesti por és sár [Buda-Pester Staub und Dreck], redigiert von ERVIN FENYŐ (Budapest 1995) 9.

Andrássy-Straße waren noch nicht zum Abschluss gebracht. Der Bau des Opernhauses wurde damals gerade vollendet [1884, G. G.], aber der detaillierte Abschluss und die Überprüfung und Verrechnung dümmerte noch in der fernen Zukunft.“²

Die gewaltigen Bauarbeiten zogen eine Reihe hervorragender einheimischer und ausländischer Architekten an. Diesen ist es zu verdanken, dass ungeachtet der massenhaften Bauarbeiten die Wohngebäude der Hauptverkehrsstraßen im Stile des Historismus errichtet wurden. Beim gleichzeitigen Ausbau der Nebenverkehrsstraßen kam hingegen der architektonische Anspruch viel weniger zur Geltung. Alajos Hauszmann, der Konstrukteur zahlreicher herausragender öffentlicher Gebäude, notierte in seinem Tagebuch: „Im Jahre 1872 begann auf der Budapester Radialstraße [Sugár út – der jetzigen Andrássy Straße, G. G.] eine umfangreiche Bautätigkeit. Der ‚Hauptstädtische Rat für öffentliche Arbeiten‘ hielt nämlich den Ausbau der Radialstraße für seine wichtigste Aufgabe, und nachdem deren Regulierung nach den preisgekrönten Plänen von Lajos Lechner abgeschlossen, die Enteignung der alten Häuser bereits durchgeführt war, schloss der Rat mit der ‚Általános Magyar Municipális Hitelintézet‘ [Allgemeine Ungarische Munizipal-Credit-Anstalt] und der Erlanger Bank einen Vertrag bezüglich des Ausbaus der Straße. Der Architekt Henrik Koch wurde der technische Direktor des Kreditinstituts und forderte mich auf, die Leitung des Baubüros zu übernehmen. Nachdem ich aber dieses Amt nicht mit meiner Stellung als Lehrer vereinbaren konnte, betraute man den Wiener Architekten Gustav Petschacher mit dieser Stelle, der mit vielen, hauptsächlich Wiener Architekten nach Budapest kam, um an den großangelegten Ausbauarbeiten der Stadt direkt teilzunehmen. Petschacher, der sich hier niederließ, war ein talentierter Architekt, der bald an Einfluss gewann und zahlreiche hervorragende Werke schuf. Er schwärmte für seine Kunst und opferte seine Überzeugung niemandem gegenüber.“³

Als Beispiel für die künstlerische Standhaftigkeit des Wiener Architekten führt Hauszmann an, dass sich Petschacher in der Sache der Baustile sogar seinem in baulichen Fragen souveränen Auftraggeber, dem Erzherzog Johann Salvator, dem späteren Johann Orth, widersetzte.

Die Erlangung des Ranges als Hauptstadt, die Vereinigung der Städte sowie die großzügige Entwicklung der Infrastruktur waren untrennbar mit dem dynamischen Bevölkerungswachstum Budapests verbunden. Auch von den Zeitgenossen wurde das Tempo des Wachstums als ein „amerikanisches“ betrachtet. Im Jahre 1869 betrug die Zahl der Bevölkerung der drei Städte zusammen 280.000 Personen, ein Jahrzehnt später lag sie dagegen schon bei ca. 370.000, in der Zeit des ungarischen Millenniums, Mitte der neunziger Jahre, aber lebten bereits 600.000 Menschen in Budapest. Als Resultat der intensiven Einwanderung stieg die Bevölkerung Budapests im Vierteljahr-

² FRIGYES PODMANICZKY, Egy régi gavallér emlékei. Válogatás a naplótöredékekből 1824–1887 [Erinnerungen eines alten Kavaliere. Auswahl aus Tagebuchfragmenten 1824–1887], herausgegeben von ÁGOTA STEINERT (Budapest 1984) 471 f.

³ HAUZMANN ALAJOS NAPLÓJA. ÉPÍTÉS A SZÁZADFORDULÓN [Das Tagebuch von Alajos Hauszmann. Architekt an der Jahrhundertwende] (Budapest 1997) 31 f.

hundert nach 1870 um mehr als das Doppelte⁴. Die Bevölkerung der Stadt bestand somit größtenteils aus Stadtbewohnern der ersten Generation. Schon allein deshalb bedeutete für sie die von Tag zu Tag sich entwickelnde neue großstädtische Architektur und Raumstruktur, sowie die sich danach ausrichtende moderne Lebensform ein elementares aufrührendes Erlebnis. Die alten und neuen Bewohner der Stadt sollten sich die Regeln der grundsätzlich neuen mentalen Ordnung, der Ästhetik und Ethik der modernen physischen Umgebung möglichst bald aneignen. Die im Entstehen begriffene großstädtische moderne Erfahrung fesselte den zeitgenössischen Budapester Flaneur, seinem „Stadt-Erlebnis“ sind wir nun mit Hilfe eines Tagebuches aus den siebziger Jahren auf der Spur.

Das Ehepaar Csorba begleitete den stürmischen baulichen Ausbau der Stadt mit unablässiger und reger Aufmerksamkeit. Um keinen Preis hätte es verabsäumt, sich auch persönlich von den Neuerungen zu überzeugen. Die gewonnenen Eindrücke hielten die beiden in ihrem Tagebuch fest⁵. In einer Eintragung vom Frühjahr 1873 ist zu lesen: „In der Lipót-Straße besichtigten wir das neue Rathaus“, dessen Erbauung zu diesem Zeitpunkt im Wesentlichen noch nicht beendet war. Im Jänner 1874 berichteten sie darüber, „dass sie warm angezogen in einer Pferdekutsche in die Stadt gefahren waren. Das Kiosk auf dem Erzsébet-Platz betrachtend, überquerten wir die Dorottya Straße.“ Dieses, von Alajos Hauszmann geplante, in der Zwischenzeit zerstörte Gebäude war einige Monate zuvor fertig gestellt worden. Rasch reagierte das Ehepaar auch auf das Hauptpostamt in der Kronprinzengasse [Koronaherceg-, heute Petöfi utca, G. G.], zu welchem es bemerkte: „ein großartiges Gebäude“. Einige Wochen später heißt es: „Wir gingen zum schönen Zollhaus“ [Vámház] bzw. zu dem am Donauufer gelegenen, aber erst halb fertigen Neorenaissance-Palais, der von Miklós Ybl, dem mit Sicherheit bedeutendsten ungarischen Architekten der Zeit entworfen wurde. Im März 1875 machten sie sich auf, um das neu errichtete Rathaus in der Innenstadt zu besichtigen, das sie als „sehr schön“ beurteilten. Zwei Monate später wiederum nahmen sie den Weg nach Soroksár, also in Richtung Vorstadt.

„Gemeinsam gingen wir auf der Viola Straße an die Donau [...], wo wir die Eisenbahnbrücke betrachteten. Von hier gingen wir zum Schlachthof, um zu fragen, wann es möglich sei, hineinzugehen. ‚Meinetwegen auch jetzt‘ sagte ein Aufseher. Na gut, dann gehen wir hinein. Ein Diener führte uns [...] Er zeigte uns alles; die Ställe, die Schlachtbank, die Probe-Schlachtbank – diese besonders dekoriert – usw. Nachdem wir ein Trinkgeld gegeben hatten, gingen wir weg.“

Der Budapester Rinderschlachthof war zur Zeit dieses Besuches noch ziemlich neu, da das Gebäude-Ensemble erst im Sommer 1872 endgültig fertig gestellt worden war.

⁴ LÁSZLÓ KATUS, Budapest népesség-növekedésének forrásai a 19. században [Quellen des Bevölkerungswachstums Budapests im 19. Jahrhundert]; in: ÉVA SOMOGYI (Hg.), Polgárosodás Közép-Európában. Tanulmányok Hanák Péter 70. születésnapjára [Verbürgerlichung in Mitteleuropa. Studien zum 70. Geburtstag von Péter Hanák] (Budapest 1991) 19–35.

⁵ TÁNCICS ESZTER ÉS CSORBA GÉZA NAPLÓJA [Das Tagebuch von Eszter Táncics und Géza Csorba], herausgegeben von PÉTER BUZA (Budapest 1994).

Nicht nur die öffentlichen Gebäude, sondern auch andere, das Stadtbild bestimmende Elemente – so auch die prächtigen Mietshäuser – beschäftigten die Familie, wie aus den Tagebucheintragungen ersichtlich ist:

„Wir gingen die Mária-Straße entlang auf den Bodza Platz, und dann hinüber auf die Akácfa-Straße, wo wir ein wunderschönes Haus sahen, welches innen mit prächtigen Statuen verziert war. Das pompöse Haus gehörte den Geschwistern des Bildhauers Szandház. Hinauskommend zur Theresienstädter [Terézvárosi]-Kirche sah man das neue Schulgebäude, mit einem Turm wie das Stein-Haus. In der Király-Straße sah man das beinahe zwei Millionen teure Dobler-Haus, welches an Stelle des Bácskai-Hofes gebaut wurde. Auch dies ist ein prachtvolles Gebäude [...] (später) besichtigten wir die fünf neuen Häuser auf der Radialstraße [Sugár út] [...]. Wunderschöne Palais. Man sah und betrachtete auch das Octogon [am Treffpunkt der Andrassy Straße und des Großen Ringes (Nagykörút), G. G.], vier Häuser, die großartig sind, pompöse 4 Palais, die ein Achteck bilden [...]. Ah wie herrlich schön wird dieses Budapest in 5–6 Jahren sein.“

Dieser abschließende Ausruf der Beschreibung zeugt vom Stadtimage des Budapester Bürgers, der aus der Stadt selbst Identität schöpft und sich mit dem neuen, großstädtisch wirkenden Budapest völlig identifiziert. Die zeitgenössische Perzeption war aber nicht immer so einheitlich. So manches Blatt lobte, in Übereinstimmung mit dem Ehepaar Csorba, das neue Gebäude der Hauptpost, fügte aber sofort hinzu: „Wir haben ein majestätisches Postpalais. Aber wer sich daran ergötzen will, der muss sich auf den Rücken legen, sonst wird er es in jenen Gässchen, wohin die Frontalseite des Gebäudes schaut, nicht sehen.“⁶ Ähnliche Kritik betraf auch das neue Rathaus, das in die schmale Waitzner-Gasse [Váci utca] hineingedrängt wurde; vor dem Gebäude wollte die Stadtverwaltung – gerade aus dieser Überlegung heraus – einen neuen Platz eröffnen, zu dem es aber schließlich nicht kam. Auch in der Beurteilung des am Donauufer angelegten Zollamtsgebäudes war die öffentliche Meinung tief geteilt. Nach Ansicht eines hohen Ministerialbeamten signalisierte dieser großartige Monumentalbau eine neue Epoche in der Geschichte der Hauptstadt, nach anderer Meinung war er falsch platziert und man hielt seine Lage im Stadtbild für völlig verfehlt. Ein bekanntes Witzblatt schrieb beispielsweise: „Wir haben ein weniger pompöses Zollpalais am unteren Donauufer. Aber so knapp am Rande des Wassers, dass derjenige, der es eventuell in Pest bewundern will, einen Spaziergang nach Ofen machen muss.“⁷

Weshalb aber stellte es ein Problem dar, wenn man zwecks der Ansicht von Pest nach Ofen hinübergehen musste? Die Frage ist berechtigt, da es damals noch keineswegs ganz selbstverständlich war, dass die zwar administrativ vereinten Stadtteile Pest und Ofen auch in sonstiger Hinsicht zusammengehörten. Nicht nur die Donau teilte sie, viel entschiedener noch unterschieden sich Pest und Ofen durch ihre Vergan-

⁶ Zit. BEÁTA FABÓ, *Építkezés a reprezentáció szolgálatában: középületek és terek* [Bautätigkeit im Dienste der Repräsentation: öffentliche Gebäude und Plätze]; in: GÁBOR GYÁNI (Hg.), *Az egyesített főváros. Pest, Buda, Óbuda* [Die vereinigte Hauptstadt. Pest, Buda, Óbuda] (Budapest 1998) 175.

⁷ EBD. 176 f.

genheit. Aufgrund der sich rasch entwickelnden Bevölkerungszahl stand nunmehr die Handelsstadt Pest, die mehr und mehr ihren deutschen Charakter verlor, dem beinahe ausschließlich aus deutscher Bevölkerung bestehenden Ofen gegenüber, das in erster Linie eine Beamtenstadt war. Die großstädtische Entwicklung (auch schon vor 1873) begünstigte eher nur Pest und das blieb auch nach 1873 so. Tatsächlich gab es keine wirkliche Vermischung zwischen den beiden Teilen der Hauptstadt, obwohl sie bereits seit 1849 durch eine Steinbrücke miteinander verbunden waren. Dieser Umstand war auch den zeitgenössischen Fachleuten der Stadtplanung nicht unbekannt. Sándor Országh, der im Jahre 1871 den Regulierungsplan der Hauptstadt anfertigte, notierte etwa: „Besondere Sorge müssen wir weiterhin dafür tragen, dass die Straßen Ofens und Pests, welche gewissermaßen durch den zwischen ihnen durchfließenden Donaustrom getrennt sind, die aber eigentlich durch diesen Strom nur umso enger vereint sind, so verlaufen, dass die beiden in der Zukunft als eine Stadt zu betrachten wären.“ Ausschließlich die Kettenbrücke [Lánchíd] gewährleistete durch ein Vierteljahrhundert die direkte Verbindung zwischen den beiden Städten. Damit lässt sich auch erklären, weshalb gerade diese Brücke die vereinigte Stadt symbolisierte und sie zum räumlichen Mittelpunkt der Regulierungsarbeiten gemacht wurde. „Als den eigentlichen Mittelpunkt der zu einem einheitlichen Ganzen vereinigten Städte muss man die Kettenbrücke nehmen, deshalb empfehlen wir den Bewerbern, dass sie die beiden Donauufer gleichermaßen von diesem Mittelpunkt aus einteilen sollen“, stellte Országh fest⁸.

Der Wille des Projektleiters war jedoch keineswegs allmächtig, zu vieles stand im Wege, als dass die Kettenbrücke die ihr zugedachte Rolle hätte restlos erfüllen können. Im Jänner 1874 verfassten mehrere hundert Budapester Bürger ein Memorandum, in welchem sie vom Stadtrat der Hauptstadt verlangten, dass die auf der Kettenbrücke seit 1849 obligatorisch vorgeschriebene Brückenmaut endlich abgeschafft werden sollte. „Nachdem die Schwesternstädte nunmehr faktisch vereinigt sind, ist die Brückenmaut als Instrument inmitten ein und derselben Stadt genauso unmöglich wie ungerechtfertigt, zum Schaden der Öffentlichkeit und mit der Würde und der Ehre der Hauptstadt überhaupt nicht vereinbar.“⁹ Was das Wesentliche der Sache betraf, war die Behörde mit den Einwohnern gleicher Meinung, indem sie anerkannte, dass: „Jeder weiß und fühlt, dass die Kettenbrücke, die die beiden durch die Donau getrennten Teile der Hauptstadt verbindet, wegen der bestehenden Brückenmaut ein solches Gebiet darstellt, welches die Einheit der Hauptstadt unterbricht.“ Die Behörde befürwortete jedoch die Abschaffung der Brückenmaut dennoch nicht, da diese – ihrer Meinung nach – nur eine Minderheit der Budapester regelmäßig benütze; es wäre daher ungerecht, ihretwegen jeden mit der Ablösung der Brückenmaut zu besteuern, die noch dazu eine staatliche und nicht einmal eine städtische Einnahmequelle war. Nach Ansicht der Behörde würde die Brücke aus zwei Gründen benützt: „Die Menschen gehen entweder zu Vergnügungs- oder Geschäftszwecken über die Brücke. Diejenigen aber, die für das gesuchte Vergnügen Brückenmaut zu zahlen gezwungen sind, können diese Belastung leicht und

⁸ MÁRIA H. KOHUT (Hg.), *Források Budapest történetéhez 1873–1919* [Quellen zur Geschichte Budapests 1873–1919] (= Budapest főváros levéltára forráskiadványai 2, Budapest 1971) 99.

⁹ EBD. 18.

gerecht ertragen, denjenigen aber, die die Brücke zweifelsohne aus Geschäftsgründen benützen, d.h. dass sie dies für Gewinn machen, werden die mit der Brückenmaut getragenen Geschäftsausgaben gleichermaßen zurückerstattet.“¹⁰ Aber „sogar bis zu 30 % der Brückenmaut leisten die Fremden.“ Auch daran war etwas Wahres, wie man auch darin der Meinung der Behörde zustimmen kann, dass die Pester wirklich zumeist nur zum Zwecke eines Ausflugs ab und zu nach Ofen gingen. Die Tagebuchschreiber Eszter Táncsics und ihr Mann Géza Csorba benützten die Brücke nie zu geschäftlichen Zwecken, sondern nur, wenn sie sich unterhalten wollten, etwa wegen eines Besuches bekannter und verwandter Familien, vielleicht auch um einen Ausflug in die Ofener Berge zu machen.

„Wir gingen auf der Fördő-[jetzt Attila József] Straße hinaus zur Brücke und auf jener hinüber nach Ofen; dort setzten wir uns wieder in die Bahn, das heißt, nur der arme Géza stand.[...] Bei Laszkovszky [auf dem heutigen Zugligeti-Weg stehende Meierei, die damals die erste Station der Ausflügler war] stiegen wir aus und betrachteten jenen Platz, wo wir zwei Jahre zuvor saßen. Wir gingen hinauf, suchten jenen Baum, bei dessen Stamm Gézas Mutter schon ganz frühmorgens saß. Um 12 h gingen wir hinauf zu Disznófő [...]. Von Fácán [ein Gasthaus] heruntergehend bekam ich Magenschmerzen und hatte bis nach Hause immer Schmerzen. Vom Budaer Brückenkopf gingen wir zu Fuß auf den Elisabeth-Platz [Erzsébet tér].“¹¹

Sosehr die Brücke die beiden Stadtteile verband, sosehr schloss sie die beiden Teile der Stadt auch voneinander ab. Die ärmeren Budapester überlegten es sich nämlich zweimal, Geld für einen solchen Übergang auszugeben; sie nahmen stattdessen die Dienstleistung des billigeren Schiffes („propeller“) in Anspruch. In ihrem Tagebuch erwähnen die Csorbas, dass sie die Brücke bei ihren Abstechern nach Ofen nur bei jeder zweiten Gelegenheit benützt haben, achtmal dagegen hätten sie das Schiff bevorzugt. Die Brückenmaut schränkte den Verkehr auf der Kettenbrücke stark ein, vor allem nach der Eröffnung der zweiten Donau-Brücke, der Margarethen-Brücke [Margit-híd] im Jahre 1876. Am Beginn des 20. Jahrhunderts rief die Bezahlung des Brückengeldes auch bei dem in die Stadt gezogenen vermögenslosen Béla Bartók wegen seiner häufigen geschäftlichen Ausflüge nach Buda ernsthafte Sorgen hervor. Mit großer Freude nahm er es daher zur Kenntnis, als man 1903 vorübergehend die Einhebung des Brückengeldes suspendierte, worüber er in einem an seine Mutter gerichteten Brief sofort berichtete:

„Wir sind nun in einem gesetzlosen Zustand [Ex lexben vagyunk már!]). Und was mich betrifft, ist es auch von Nutzen, da ich jetzt umsonst nach Buda gehen kann (worin ich sooft Sorge habe) – weil man jetzt – das sagt man – keine Brückenmaut bezahlen muss. Sobald ich ein wenig Zeit habe, werde ich zehnmal auf der Kettenbrücke hinüber- und zurückgehen, um 20 Kreuzer zu sparen, die ich bezahlen müsste, wenn wir nicht im Ex-lex-Zustand wären.“¹²

¹⁰ EBD. 20.

¹¹ TÁNCICS ÉS CSORBA NAPLÓJA [Tagebuch Táncsics und Csorba] 44 f.

¹² FERENC LÁSZLÓ (Hg.), 99 Bartók-levél [99 Bartók-Briefe] (Bukarest 1974) 31 f.

2. Gesellschaftliche und räumliche Segregation

Als Zeichen der großstädtischen Entwicklung polarisierte sich die Gesellschaft Budapests zunehmend, was auch durch die Tatsache verstärkt wurde, dass sich Budapest ab den achtziger Jahren in eine „Fabrikstadt“ umzuwandeln begann. In dieser Zeit bestanden vier Fünftel, 1890 zwei Drittel der aktiven Bevölkerung aus dem Proletariat. Die Vermögens- und die sonstige Elite konzentrierte sich ebenfalls in der Hauptstadt und führte ihr eigenes gesellschaftliches Leben, worüber ein anonymer zeitgenössischer Chronist – nicht ohne Übertreibungen – wie folgt berichtet:

„Besitzt Budapest nicht ein solches Opernhaus, ein solches Nationaltheater und ein solches Volkstheater, um derer Kunstgenuss und glänzende Einrichtung wir nicht nur von den Söhnen einer Nation beneidet werden: hat es nicht nur einen Redoutensaal [das Vigadó am Donauufer, G. G.], desgleichen für solchen Zweck ansonsten auf dem ganzen Kontinent kaum zu sehen ist; aber Budapest verfügt auch über ein üppig blühendes Vereins- und Gesellschaftsleben, das den besser gestellten Elementen mal zu materiellen, mal zu kulturellen, mal wieder zu wohltätigen Zwecken in aberhunderten Zentren Beschäftigung verschafft. Jemand hat errechnet, dass es in Budapest so viele Vereine und Gesellschaften gibt, wonach ein gebildeter, bemittelter Budapester Einwohner während der Arbeitszeit eines Jahres von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends jeden Tag, in jeder Stunde eine Ausschuss- oder Generalversammlung finden kann, wo er sich für das Gemeinwohl nützlich machen kann.“¹³

Die Zahl des Hausgesindes, welches im Haushalt der Mittelklasse und des Großbürgertums das proletarische Element repräsentierte, stieg ebenfalls an. In der stark gegliederten städtischen Gesellschaft erfuhren die Ungleichheiten eine auffällige räumliche Ausprägung. Folglich ist im Falle Budapests auch das Faktum der Segregation nicht überraschend, obwohl sich die ungarische Hauptstadt nicht mechanisch nach den westeuropäischen Metropolen ausrichtete, wo (besonders in London und Paris) die räumliche Segregation ein extremes Ausmaß annahm. Ungeachtet dessen wurde auch hier die Separierung der gesellschaftlichen, konfessionellen und ethnischen Gruppen nach Wohnorten zur täglichen Erfahrung. Dies kam einerseits in der häufig sich manifestierenden Blindheit gegenüber dem Anderen, oder einem aus der Erfahrung der Fremdheit herrührenden Interesse (und der Verwunderung) zum Ausdruck, im schlechteren Fall aber in einer Abscheu gegenüber dem Andersartigen. All dies erwuchs jedoch daraus, dass die mentale Landkarte der Stadt in „bekannte“ und „unbekannte“ Gegenden zerfiel. Die mentale Entfremdung der von den unteren und armen Schichten bewohnten Stadtteile betraf vor allem die Mittelklasse und die oberen Kreise. Diese, als „gefährliche Plätze“ verbuchten Stadtgegenenden gelangten nur ab und zu – vor allem als ethnographische Kuriositäten – ins geistige Blickfeld dieser höheren Familien, vorausgesetzt, dass sie deren Existenz überhaupt wahrnahmen.

Reich an der Perzeption solcher Äußerungen ist auch der 1874 unter dem Titel *Budapesti rejtelmek* [Budapester Geheimnisse] erschienene Budapester „Schundroman“ von József Kiss, Dichter und Herausgeber der ersten, ausdrücklich modernen litera-

¹³ A BUDAPESTI TÁRSASÁG [Die Budapester Gesellschaft] (Budapest 1886) 465 f.

rischen Zeitschrift *A Hét* [Die Woche]¹⁴, geschrieben nach dem Vorbild von Eugène Sues *Les mystères de Paris* (1842/43). Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde, auf einem Ausläufer des Ofener Gellértberges liegend, das Stadtviertel Tabán erbaut, das nicht allein wegen seines dörflichen Aussehens und der schreienden Armut seiner Bewohner¹⁵ in breiten Kreisen bekannt wurde, sondern auch deshalb, weil es infolge seiner stimmungsvollen Kneipen und kleinen Wirtshäuser als beliebtes Vergnügungsviertel der Hauptstadt diente. Kiss fixiert in seinem Roman vom Standpunkt der Mittelklasse aus betrachtet das Image von Tabán in der natürlichen Darstellung, die die Armut dieses Stadtviertels als „esoterische Welt“ bewusst macht:

„Hinter dem ‚Raizenbad‘ [Ráczfürdő] beginnt die Siedlung der Ausgestoßenen. Zwischen schmalen, schmutzigen engen Gassen führt der Weg den Berghang abwärts. Parallel mit den grob in den Berg eingekerbten Treppenstufen steigen die Häuser zu beiden Seiten hinauf. [...] All diese kleinen Häuschen, neueren und älteren Datums, kleben fest an den Felsenrippen des alten Gellértberges. Manches so baufällig, so schwach, dass es ohne Stütze vielleicht schon zusammengestürzt wäre. Meistens ebenerdige Häuschen, aber es kommen auch mehrstöckige vor [...]. Zahlreiche niedrige Türchen öffnen sich auf den dunklen, schmutzigen, betäubend stinkenden Hof hinaus. Hier wohnen Menschen. Wenn die eine oder andere Tür zufälligerweise offen steht, kannst Du Bilder sehen, die die Phantasie des Dichters niemals malt. Lebendiges Entsetzen siehst du, welches für Wochen den nächtlichen Traum stören wird. Kranke, ausgezehnte Gestalten werfen aus eingefallenen Augenhöhlen einen teilnahmslosen Blick auf dich; wenn sie hungrig wären, würden sie vielleicht auf andere Art schauen, aber sie sind nicht hungrig, sie sind *nur* krank! Dort liegen sie, zu zweit, zu dritt auf einem Lager, während auf dem engen Platz noch drei, vier Figuren sitzen oder stehen oder geschäftig sind. Diese verbergen ihr Gesicht vor dir, das du auch nicht zu sehen wünschen solltest. Es ist besser so!“¹⁶

Der sich in den Wirtshäusern des Tabánviertels häufig vergnügende Gyula Krúdy, der „ungarische Proust“, stellt – dem literarischen Impressionismus der städtischen Poesie entsprechend – hingegen diesen Stadtteil beinahe in idyllischen Farben dar:

„Weit unten fielen die schneebedeckten Dächer und die tiefen Höfe des Tabáns allmählich in ihren abendlichen Schlaf, als würden sie hinweg schwimmen während der Nacht, irgendwohin, ins Zaubermärchen. In einem Haus, das klein war wie eine halbe Nuss, summt eine Nähmaschine, und aus einer engen Gasse bellte ein kleiner schwarzer Hund zum Mond empor, der neben dem Turmhelm glänzte wie der Knopf einer Uniform.“¹⁷

¹⁴ Die Entstehung des Werkes, den literarischen Kontext und die inhaltlichen Hauptmerkmale analysiert TÜNDE CSÁSZTVAY, *A hét bagoly esete a magyar irodalomban* [Der Fall der sieben Eulen in der ungarischen Literatur]; in: *Budapesti Negyed V* (1997) 243–265.

¹⁵ Zum gesellschaftlichen Charakter des Stadtviertels GÁBOR GYÁNI, *Parlor and Kitchen. Housing and Domestic Culture in Budapest, 1870–1940* (Budapest 2002) 186–193.

¹⁶ RUDOLF SZENTESI [= JÓZSEF KISS], *Budapesti rejtelmek* [Budapester Geheimnisse] II/1 (Budapest 1874) 21 f.

¹⁷ GYULA KRÚDY, *Die rote Postkutsche* (Budapest – Berlin-Ost 1989) 291 f. Krúdy's Roman erschien erstmals im Jahre 1913. Zum Budapest-Image von Krúdy vgl. ANNA FÁBRI, „Mit lehet írni Pestről?“ A Krúdy-

Nach Ansicht von John Lukács schrieb Krúdy „about the city around 1900, in his own lyrical style, with a depth and with an evocative music, in ways in which no one has written about it either before or since, and perhaps – no, most probably – no one ever will.“¹⁸ Jedenfalls ist es eine Tatsache, dass Krúdy nicht der einzige war, der es bedauerte, als man das Tabánviertel, im Übrigen wirklich ein elendes großstädtisches Dorf, in der Zwischenkriegszeit abriß.

Die Elite lebte genauso in einem sozialen Reservat wie die arme Bevölkerungsschicht, von außen betrachtet aber erschien sie wie irgendein vornehmer Fremder. Die Aristokratie, die ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in immer größerer Zahl nach Budapest zog, separierte sich, wie auch das Großbürgertum sich seine eigenen exklusiven Wohnbezirke schuf. „Der Museumsgarten [Múzeum kert] war Mittelpunkt des Magnatenviertels“ – erinnert sich ein Fürst, der zusammen mit seinen Eltern auch selbst dort lebte. Der Reihe nach dicht nebeneinander standen die Palais der Aristokratie, unter ihnen schließlich das schönste, das von Miklós Ybl geplante Palais Festetics, das nach der Schilderung des Fürsten den kühlen aristokratischen Charakter des Viertels veranschaulicht:

„Vor dem einstöckigen grauen Palais des Fürsten Tasziló Festetics, zwischen niedrigen Eisenpfählern mit Löwenkopf verziert, signalisierten die bis zum Boden hinunterhängenden Ketten das (fürstliche) Asylrecht. Als ich im Kindesalter manchmal über diese Ketten sprang, ahnte ich nicht, dass ich unter das ‚Schwertrecht‘ von Fürst Festetics gelangte. Die Fürsten hatten seinerzeit Ketten um ihre Palais gezogen und wer innerhalb dieser Ketten war, über dessen Leben und Tod konnten sie urteilen [...]. Natürlich existiert dieses Recht in unserem Zeitalter schon lange nicht mehr, und nachdem Franz Joseph den Grafen Tasziló Festetics 1910 [1911, G. G.!] in den Fürstenrang erhob, war die Erinnerung nur eine symbolische Geschichte. Den Garten neben dem Palais schützten schöne hohe Gitter mit einem Portalrahmen mit dem fürstlichen Wappen.“¹⁹

Wenn auch keine Kette die ähnlich luxuriösen Heime des Großbürgertums vor Eindringlingen schützte, verschanzten sich diese ab den siebziger Jahren auf der äußeren Andrassy-Straße, an dem dem Stadtwaldchen [Városliget] nahe gelegenen Abschnitt, mit Vorgärten und Zäunen in den nebeneinander erbauten Palais vor der großstädtischen Öffentlichkeit²⁰. Die zunehmende Separierung der „haute bourgeoisie“ hinterließ besonders tiefe Spuren auf der „mental-landkarte“ der Budapester. In seiner Schrift *Köd az Andrassy úton* [Nebel auf der Andrassy Straße] beobachtete und

müvek Budapestjéről [Was kann man über Pest schreiben? Krúdy's Werke über Budapest]; in: Budapesti Negyed IX (Winter 2001) 25–61.

¹⁸ JOHN LUKÁCS, Budapest 1900. A Historical Portrait of a City and its Culture (New York 1988) 19.

¹⁹ SÁNDOR HERCEG ERBA ODESCALCHI, Testamentum. Életem regénye [Roman meines Lebens] I (Budapest 1991) 58 f.

²⁰ Zur gesellschaftlichen Zusammensetzung der Bewohner der Andrassy-Straße vgl. PÉTER HANÁK, Verbürgerlichung und Urbanisierung. Ein Vergleich der Stadtentwicklung Wiens und Budapests; in: DERS., Der Garten und die Werkstatt. Ein kulturgeschichtlicher Vergleich Wien und Budapest um 1900 (= Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte Sonderband 13, Wien – Köln – Weimar 1992) 30 f.

beschrieb Tamás Kóbor, ein naturalistischer Schriftsteller, in einer Reihe von Feuilletons, Novellen und Romanen das Budapest der Jahrhundertwende aus plebejischer und jüdischer Sicht²¹ und konstatierte erschüttert, dass auch über die Palais der Andrassy Straße der prosaische niedere Nebel Herr werden könne:

„Der Nebel ist hier ein solcher wie anderswo. Aber für mich ist es merkwürdig, dass auf der Andrassy Straße überhaupt Nebel ist. Ich habe das Gefühl, dass er zu den Vorstädten, zu den wirklich engen und schmutzigen Straßen gehört, wo sich die Menschen nicht um die Witterung kümmern, bei gutem und schlechten Wetter das Kleid tragen, welches sie gerade haben – die Armut sich diskret zurückzieht, und wenn sich dieser nasse dichte Schleier ausbreitet, hinter ihm das Elend vor den Augen der Welt verstecken kann.“ Nicht in Ordnung ist dies jedoch dort, wo der Reichtum zur Schau getragen wird. „Dann denke ich, seit die Andrassy Straße zu solcher Schönheit erbaut wurde, ist der Nebel bei uns sehr dicht geworden [...]. Obwohl diese unsere Andrassy Straße zum Herzeigen erbaut wurde. Ihre Radialrichtung führt uns geradewegs in die Reihe der Weltstädte. Diese stolzen hohen Palais verkünden unsere Kultur, unsere Kunst und – unseren Reichtum. Was sehen wir jetzt davon? Sechs Schritte weit der glatte Asphalt, über sechs Schritte hinaus der graue Dunst, der alles zudeckt. Zwei Reihen rötlich flackernder Gasflammen zeichnen die Straße, aber nur für einen Steinwurf weit. Wenn ich vergesse, dass ich mich zwischen zwei unendlich langen Palaisreihen bewege, erinnert mich nichts daran. Ich fühle sogar so, als ob es hier gar keine Palais gäbe.“²²

Nicht nur die gesellschaftlichen Klassen, sondern auch die einzelnen Konfessionen und ethnischen Gruppen neigten zur räumlichen Separierung. Offensichtlich ist dieses Bestreben im Falle des in Budapest besonders zahlreichen Judentums, das am Beginn des 20. Jahrhunderts beinahe ein Viertel der Bevölkerung ausmachte. Es ist richtig, dass das Pester Judentum sich mit der Zeit – seiner gesellschaftlichen Schichtung entsprechend – weiter differenzierte, auch vom Standpunkt des Wohnortes, sodass sich die frühere ghettoartige Separierung auf diese Weise verminderte. Kurz nach der Inartikulation des Emanzipationsgesetzes (1868) gab es aber diese Art der inneren Differenzierung noch nicht und sie war auch in einem breiteren Kreis nicht feststellbar. So konnte es leicht vorkommen, dass das Judenviertel bei den Außenstehenden ebenso den Eindruck der Fremdartigkeit erweckte wie das Tabánviertel mit seinem proletarischen Elend. „Vom Oktogon“ – berichtet das Tagebuch des Ehepaares Csorba über das Jahrzehnt der siebziger Jahre weiter –

„gingen wir hinaus zum Hermina Platz [wo heute das Opernhaus steht, G. G.], ins ‚Judennest‘ (!). Ach, wie viele Juden es dort gab. Als wir den Platz überquerten, sa-

²¹ Kóbors Schilderung von Budapest analysiert eingehend GÁBOR SÁNTA, „Az ember ne legyen soha szegényebb, amilyen volt“ (Kóbor Tamas Budapestje) [„Der Mensch soll niemals ärmer sein als er war“ (Tamas Kóbors Budapest)]; in: DERS., „Minden nemzetnek van egy szent városa“. Fejezetek a dualizmus korának Budapest-irodalmából [„Jede Nation hat eine heilige Stadt“. Kapitel aus der Budapest-Literatur des Zeitalters des Dualismus] (Pécs 2001) 99–167.

²² TAMÁS KÓBOR, Köd az Andrassy úton [Nebel auf der Andrassy Straße]; in: DERS., Aszfalt (Budapest 1894) 3.

hen wir in einer Straße das Donau-Bad [Duna fürdő]. Eine hübsche Räumlichkeit, aber schade, dass es dort ist, wo es ist [...], wir wandelten in die Dreitrommel-Straße [die heutige Dob ut], wo ein wirklich schönes Hotel erbaut wurde; ich weiß nicht, wer dort absteigen wird, es sei denn die Juden. Sogleich neben diesem ist ein weiteres dreistöckiges herrliches Haus. Schade, dass es sich in dieser hässlichen kleinen Gasse befindet.“²³

Sozial und ethnisch gleichermaßen fremd wirkt daher irgendein Teil der Stadt auf die dorthin sich gelegentlich verirrenden „Fremden“. Diese eigentümliche großstädtische Erfahrung erzeugte dann die innere Spannung der zeitgenössischen „Stadt-Verehrung“. Der zitierte Verfasser des Tagebuchs bedauert ausdrücklich, dass von diesem schönen und glänzenden Budapest ein wenig auch in den Lebensraum des von ihm nicht besonders geschätzten lokalen Judentums fällt. Die Missbilligung, das mitunter auftretende Gefühl von Ressentiment, das sich auch anderen Minderheiten gegenüber zeigte, rührte auch daher, dass auch andere konfessionelle und ethnische Enklaven in der Stadt existierten. Die Calvinisten z.B. konzentrierten sich am Ende des 19. Jahrhunderts zu 40 % in drei einander benachbarten Pester Bezirken²⁴. Die Segregation der Budapester Slowaken zeigt anschaulich die Tatsache, dass sich die Organisatoren des 1899 gegründeten Vereines mit dem Namen „Všeobecny Slovenský robotnícky spolok“ [Allgemeiner Slovakischer Arbeiterverein] hauptsächlich aus den Bewohnern eines einzigen Hauses rekrutierten²⁵.

Verglichen mit den anderen europäischen Metropolen ist die Segregation in Budapest zwar geringer²⁶ – was damit zusammenhängt, dass auch innerhalb eines Hauses die gesellschaftliche Vermischung nicht selten war. Dies zog jedoch nicht unbedingt eine größere Offenheit des gesellschaftlichen Kontaktes, ihren gesteigerten demokratischen Charakter mit sich. Nein, doch die in einem Haus Lebenden waren gleichzeitig Mieter von unterschiedlichem gesellschaftlichen Status. In Hinsicht auf die zwischen ihnen bestehenden Beziehungen versuchten sie unter Anwendung diskreter und feiner Unterscheidungen ihr gesellschaftliches Ansehen zur Geltung zu bringen. Und so war es zuweilen auch, wenn das Mietshaus zwischen seinen Wänden gleichartige Mittelklasse-Familien vereinigte.

„Diese gesellschaftlichen Unterscheidungen“ – dokumentiert eine Erinnerung – „zeigen sich uns am typischsten im großen, vierstöckigen Haus, in dem wir lebten. [...] Unter uns wohnte ein Arzt, namens Dr. Köves, ein ergrauter Herr, aber kein Professor, auch kein Spitalsarzt, sondern er ordinierte den ganzen Tag zu Hause. Wir hielten die Köves für Juden, aber sonst wussten wir nichts über sie. [...] Mein Vater hielt Dr. Köves für einen tüchtigen Mann, er sprach ihn als Herr Kollege an, dieser ihn dafür als Herr Professor, manchmal plauderten sie im Lift oder im

²³ TÁNCICS ÉS CSORBA NAPLÓJA [Tagebuch Táncsics und Csorba] 172 f.

²⁴ KÁROLY VÖRÖS, A reformátusság a fővárosban a dualizmus korában [Die Reformierten in der Hauptstadt im Zeitalter des Dualismus]; in: KÁROLY TÓTH, LÁSZLÓ BALÁZS (Hgg.), Kálvin téri tanulmányok [Die Lehren vom Kalvin-Platz] (Budapest 1983) 56.

²⁵ GÁBOR GYÁNI, Ethnicity and acculturation in Budapest at the turn of the century; in: SUSAN ZIMMERMANN (Hg.), Urban Space and Identity in the European City 1890–1930s (Budapest 1995) 112.

²⁶ HANÁK, Verbürgerlichung und Urbanisierung 36.

Stiegenhaus – aber mehr hat sich in 20 Jahren nicht ergeben. [...] Über uns wohnte ein Rechtsanwalt, Dr. Sebök. [...] Die Sebök waren keine Juden, trotzdem verkehrten wir nicht mit ihnen, weil sie anders lebten als wir, und diese Tatsache wurde zu Hause hauptsächlich von meiner Mutter und der Dienerschaft manchmal entrüstet besprochen. [...] Nein, also die Sebök waren nicht ‚unsereins‘, und das haben auch wir Kinder gefühlt.“²⁷

Anders gestaltete sich die Situation in den proletarischen Mietskasernen, wo die einheitlichen Zimmer-Küche-Wohnungen die sozial homogene Hausgemeinschaft zusammenpferchten. Sie, hauptsächlich die Frauen und Kinder, führten ein Leben, das im gesicherten Rahmen innerhalb der öffentlichen und halböffentlichen Plätze im Gebäude (Toreingang, Stiegenhaus, Hof, Pawlatsche) von einer intensiven Soziabilität zeugte. Zur Zeit der Mieterstreiks, d.h. in den Jahren um 1910, festigte sich die Solidarität zwischen den Bewohnern besonders, wie der Fall von „Siebenhaus“ [Hétház], ein besonders charakteristischer Gebäudekomplex im Arbeiterbezirk „Angyalföld“ bezeugt, der 500 Mietparteien und etwa 2.000 Menschen ein Zuhause bot. Die wegen der Mietrückstände auferlegten Sanktionen schmiedeten die Mieter des Hauses zu einer untrennbaren Einheit zusammen. „Infolge der immer wiederkehrenden Delogierungen im ‚Siebenhaus‘ lebten jetzt in der einen oder anderen Wohnung 20–25 Menschen, die sich in ihren Wohnungen zusammenpferchten“ – erzählt ein zeitgenössischer Bericht²⁸. Die gesellschaftlichen Unterschiede außer Acht lassend änderte die gemeinsam auftretende Hausgemeinschaft in den Monaten der Aufstände ihr Leben sozusagen radikal. „Es begann mit ‚Wander‘-Versammlungen, mit Reden und mit Gesang und am Ersten verweigerten die Bewohner einhellig die Bezahlung der Miete“ – erinnert sich der avantgardistische Dichter und Maler Lajos Kassák, der damals noch Bewohner des Hauses war und wie ein Proletarier lebte. Die Mieterstreik-Bewegung im „Siebenhaus“ verwandelte sich binnen kurzem in einen wahrhaften Karneval.

„Bald begann die Katzenmusik in den Häusern [...]. Wir gingen von Haus zu Haus. Silberstein (‚die Seele der Bewegung‘) hielt Ansprachen, die Männer standen in der Mitte des Hofes und sangen Arbeiterlieder, die Frauen machten auf den Gängen einen ohrenbetäubenden Lärm mit Kochlöffeln, kaputten Töpfen und mit schäbigen Blechstücken. Auf diese Weise ging es bis zehn, elf Uhr, dann zogen wir uns in unsere Nester zurück, um auf den nächsten Tag zu warten.“²⁹

3. Der öffentliche Raum

Das Wohnhaus war jedoch letztlich das Reich des Privatlebens, wenn es auch zeitweise (im Falle der Mieterstreiks) und ortsweise (in den Mietskasernen) der Öffentlichkeit einen größeren Spielraum ließ. Die Öffentlichkeit gehörte natürlich der Straße, deren Attribut für alle gleichermaßen in der uneingeschränkten Zugänglichkeit bestand,

²⁷ PÁL GRANASZTÓI, *Vallomás és búcsú* [Bekennnis und Abschied] (Budapest 1965) 471 f.

²⁸ GÁBOR GYÁNI, Budapest; in: MARTIN J. DAUNTON (Hg.), *Housing the Workers, 1850–1914. A Comparative Perspective* (London 1990) 177.

²⁹ LAJOS KASSÁK, *Egy ember élete* [Ein Menschenleben] (Budapest 1974) 616, 620.

doch die Straße konnte nur funktionell in Besitz genommen werden, nachdem sie sich gänzlich zum neutralen öffentlichen Ort der Stadtgemeinschaft verwandelte. Die großstädtische Öffentlichkeit, insbesondere die Straßen-Sozialität, legte sich verbindlich den Imperativ des disziplinierten und unpersönlichen Benehmens auf, für dessen Einhaltung fallweise auch städtische Verordnungen Sorge trugen, meistens richtete sie sich aber nach ungeschriebenen Konventionen. „Ein Mensch von Bildung“ – hieß es in einem „Verhaltens-Knigge“ am Beginn des 20. Jahrhunderts – „unterscheidet sich auf den Straßen, in der Straßenbahn, im Bus, in der Konditorei, im Gasthaus, im Theater, im Konzert vom Ungebildeten zunächst darin, dass sein Verhalten zurückhaltend ist, in zweiter Linie aber darin, dass er niemals Aufsehen erregt.“ Dieses Ethos durchdringt den Bürger, der die Straße ausschließlich zu Verkehrszwecken, zur körperlichen und geistigen Bewegung und zum Luftholen nützt, weil „alle sonstige Benützung der Straße gegen die Gesetze des guten Benehmens verstößt“. Der Bürger hält sich auch deshalb daran, weil, „nachdem die Straße [...] nicht unser ausschließliches Eigentum ist, [...] wir leise sprechen und breite Gesten unterlassen [sollen]“³⁰.

Im großstädtischen Raum der zurückhaltenden, eigentlich gedrillten, Öffentlichkeit gewann danach der intelligente Blick, der dem Menschen dazu verhilft, sich in gehöriger Weise in der Welt der Fremden zurechtzufinden, eine zentrale Bedeutung. Derjenige aber, der sich wenigstens für einige Zeit aus der Öffentlichkeit herausnehmen wollte, konnte sich auf den einen oder anderen halböffentlichen Ort zurückziehen (z.B. ins Kaffeehaus). Die Grenzlinie zwischen öffentlich und halböffentlich zu ziehen ist jedoch eine sehr heikle und schwierige Aufgabe. Wegen der Festlegung dieser Grenze beharrte Anfang der achtziger Jahre die Gewerbekammer der Budapester Cafetiers darauf, dass das Kaffeehaus (Restaurant, Konditorei) aus geschäftlichen Gründen endlich auch befugt werden sollte, den besetzten Teil des Bürgersteiges einzuzäunen, um diesen Ort vor den Augen der Neugierigen schützen zu können. Dies mache „gleichzeitig das Herumsitzen auf der Straße angenehm, das viele meiden, wenn sie von allen gesehen werden.“ Die Polizei hingegen, auch wenn sie schließlich gezwungen war, einen Rückzieher zu machen, kämpfte gegen diese Lösung, „weil die Übersicht über die Straße durch diese Umzäunung sehr erschwert, ja sogar unmöglich gemacht würde.“³¹ Die Vermengung von privater und öffentlicher Sphäre schuf die bloße Möglichkeit, dass die Fremden, mit anderen Fremden sich vermischend, die Öffentlichkeit der Großstadt tagtäglich neu konstituieren konnten. Daraus folgt aber noch längst nicht, dass die informelle Sozialität sofort und restlos von der Straße verbannt worden wäre. Zum Beispiel führte Baron Frigyes Podmaniczky die Tatsache, dass er zu Beginn der siebziger Jahre in eine führende staatliche Position kam, auf ein solches Treffen auf der Straße zurück.

„Jeden Morgen, wenn ich fallweise nichts zu erledigen hatte, pflegte ich vor der Einnahme meines Frühstücks im Steingassner-Kaffeehaus am Corso des Donau-

³⁰ Zit. GÁBOR GYÁNI, *Uses and Misuses of Public Space in Budapest: 1873–1914*; in: THOMAS BENDER, CARL E. SCHORSKE (Hgg.), *Budapest and New York. Studies in Metropolitan Transformation, 1870–1940* (New York 1994) 88.

³¹ Zit. DERS., *Az utca és a szalon. A társadalmi térhasználat Budapesten 1870–1940* [Die Straße und der Salon. Die gesellschaftliche Nutzung des Raumes in Budapest 1870–1940] (Budapest 1998) 54.

ufers auf und abzugehen. Während meiner Spaziergänge traf ich mich öfters mit dem damaligen Ministerpräsidenten József Szlávy, der ein ähnlich großer Liebhaber der morgendlichen erholsamen Bewegung ist. József Szlávy interessierte sich außerordentlich für alles, was die Verschönerung Budapests betraf, und während unseres Meinungsaustausches in dieser Richtung deutete er leise die Erweiterung des königlichen Burggartens an, und zwar in Form der Entfernung der Häuserzeile, die das untere Ende einnahm. Mit seiner, mit großem Eifer lancierten Idee identifizierte ich mich völlig, diesem näheren Kennenlernen verdanke ich vielleicht, dass ich später [...], am 8. März 1873, durch den Ministerpräsidenten Szlávy mit dem Posten des Vizepräsidenten des Hauptstädtischen Rates für öffentliche Arbeiten betraut wurde.³²

Die immer größer werdenden Menschenmassen auf der Straße, insbesondere auf der Ringstraße und der Radialstraße, verringerten jedoch zweifellos die informellen Kontakte im Rahmen der Öffentlichkeit. Damals sprach man viel und auf vielerlei Art über die strukturierte Welt der Straßen-„Gesellschaft“, ihre „gefährlich“ gemischte Zusammensetzung. Auch Tamás Kóbor verabsäumte nicht, in seinem 1901 erschienenen Roman *Budapest* dieses Phänomen zu schildern.

„Wenn die Sonne zu scheinen beginnt, wimmelt die Straße von Hunderten. Wer könnte sie alle zählen? Dort siehst du ein ehemaliges Mädchen einer Tabakfabrik im Kattunkleid, das seiner Arbeit überdrüssig ist und einen Hut tragen möchte. Die Bluse grell, aus funkelneuelnem Kaschmir, der Rock aus Terno, durch dessen Heftel hindurch man den groben, schmutzigen Unterrock sehen kann, ihre Schuhe schäbig, und die große Hand in einem groben Zwirnhandschuh versteckt [...]. Dort ist in ihrer vollkommenen Armut die Gouvernante, stark eingeschnürt, mit geheimnisvollem Lächeln auf den Lippen und mit solchen niedergeschlagenen Augen, mit welchen sie alles erblickt und zu jedem spricht. Das Hausmädchen, das von zu Hause die Armut vertreibt; die berufsmäßige Geliebte, in scheußlich teuren, auf Ratenzahlung gekauften Kleidern, die von weitem erkennen lassen, dass diejenige, die sie trägt, käuflich ist. Die traditionelle Dame aus der Provinz, die ihre Brieftasche verloren hat und, obwohl sie am Abend ihren Mann erwartet, dennoch bis dahin auf die Freundlichkeit irgendeines Herrn angewiesen ist. [...] Und in die bunte Menge hinein fügt sich mit ausgesuchter Lässigkeit, in unmöglichen Farbzusammenstellungen herausgeputzt, das Heer der Theaterlevinnen, welche zu zweit, zu dritt, die Rolle oder Noten festhaltend, mit demonstrativem Gelächter die Aufmerksamkeit auf sich zwingen, weil sie denken, dass es eine große Sache ist, Theaterlevin zu sein.“³³

Über das bunte innerstädtische Straßenvolk, das auf diese Weise vor den Augen des Schriftstellers vorbeizieht, können wir nur soviel erfahren, soviel aufgrund des bloßen Anblicks darüber zu wissen möglich ist. Die großstädtische Öffentlichkeit, die die Straße füllt und überschwemmt, ist nämlich ausschließlich der visuellen Kommunikation zugänglich, da es keine Möglichkeit zum Gespräch, zum verbalen Kontakt gibt. Und wie

³² PODMANICZKY, Egy régi gavallér emlékei [Erinnerungen eines alten Kavaliere] 433 f.

³³ TAMÁS KÓBOR, Budapest (Budapest 1993 [1901]) 15 f.

weit ist die rein visuell erworbene Kenntnis der Gesellschaft dann zuverlässig, wenn die gesellschaftliche Heterogenität in der modernen Großstadt die oberste Norm darstellt? Dazu kommt noch, dass der Erfolg der individuellen Geltung an diesen Orten der visuellen Wahrnehmung zudem hauptsächlich von der bewussten – manchmal manipulativen – Verwendung des Scheins abhängig ist. Es gilt als sicher, dass all dies an und für sich ungenügend ist, weil jedoch dem Großstadtmenschen kein anderes kognitives Mittel zur Verfügung steht, erwirbt er nach einer gewissen Zeit – sich auf die visuelle Orientierung verlassend – die Fähigkeit, die genaue Bedeutung des gesellschaftlichen Raumes zu durchschauen.

Bei der Systematisierung der Fremden hilft ihm großteils die „regelmäßige“ räumliche Verteilung der Großstadtbevölkerung, die Tatsache der Segregation. Wenn einer weiß, wer an einem bestimmten Ort gewöhnlich wohnt, kann er verhältnismäßig zuverlässig die Zeichen des sichtbaren Systems enträtseln. Schwierigkeiten bekommt er dann, wenn die lokalisierten, richtig erfassten Elemente an dem nur visuell zugänglichen Ort durcheinander geraten. Und so etwas kommt sogar in der von Kóbor mit soziographischer Treue dargestellten Kronprinzengasse im damaligen Einkaufsviertel der Innenstadt vor, gar nicht zu sprechen von öffentlichen Plätzen wie dem städtischen öffentlichen Park. Die Straßen der Innenstadt ziehen mit ihrer Einkaufs- und Konsummöglichkeit primär die weibliche Öffentlichkeit an, sowie vermögende Familien.

„In der Waitzner-Strasse [Váci utca] sahen wir bei Monaszterly und Kuzmik Batist, von dort gingen wir auf den Kristóf-Platz. Wir waren in einigen Geschäften in der Herrengasse [Úri utca], dann auch bei ‚Völegény‘ [‚Bräutigam‘ – ein Modegeschäft in der Váci utca, G. G.], von dort schickten sie uns zu ‚Keller‘ und ‚Zsitvay‘ [ihre Modegeschäfte standen auf dem Servitenplatz, G. G.]. Es gab wirklich nichts für unseren Geschmack und es war teuer. Von hier gingen wir in die Servitenkirche, wo wir aber nur ein paar Minuten blieben. Dann gingen wir hinüber in die Váci utca zur ‚Udvari nő‘ (‚Hofdame‘ – dieses Modegeschäft stand an der Ecke der Váci utca und des Vörösmarty Platzes, G. G.). Dort gab es eine große Auswahl und es war billiger.“³⁴

Dieser „Reisebericht“ der siebziger Jahre büßte später nichts an Geltung ein, obwohl die kommerzielle Infrastruktur Budapests mit der Zeit durch die großstädtische Entwicklung beträchtlich modernisiert, zugleich auch erweitert wurde³⁵. Das Promenieren, diese wichtige Manifestation des großstädtischen „Sich-zur-Schau-stellens“, bietet eine ausgezeichnete Gelegenheit, im innerstädtischen, mit Geschäften und Kaffeehäusern voll gestopften Bereich sowie an der Donauufer-Promenade die Öffentlichkeit bedingungslos zu genießen.

„Das einkaufende Damenheer verwandelte sich nach einer Zeit in eine spazierende Gesellschaft. Der Korso setzte sich in Bewegung. Auf der Straße auf und ab, zu zweit, zu dritt und allein. Bunte farbige, verlockende Erscheinungen wechseln ab. Als ob sie vorführen würden, was sie zuvor eingekauft haben: das Aussehen der

³⁴ TÁNCICS ÉS CSORBA NAPLÓJA [Tagebuch Táncics und Csorba] 183, 417.

³⁵ Näheres bei GÁBOR GYÁNI, Department stores and middle class consumerism in Budapest, 1896–1939; in: GEOFFREY CROSSICK, SERGE JAUMAIN (Hgg.), Cathedrals of Consumption. The European Department Store, 1850–1919 (Aldershot 1999) 208–225.

Damen ist glänzend. Selbstverständlich gibt es die, die sie bestaunen. Die Männer hier haben nichts zu tun, aber sie spazieren zu dieser Zeit gleichfalls. Sie bleiben immer wieder stehen, besonders an der Ecke Serviten- und Schlangenplatz [Kigyó tér] und lassen die spazierenden Schönheiten vor sich defilieren. Diese sind gar nicht so sehr dagegen. Sie sind doch dazu da, um bewundert zu werden. Überdies schauen sie auch. Geheime Bekanntschaften werden aus der Ferne geschlossen. [...] Bürgermädchen werfen hier bewundernde feindselige Blicke auf die kalten Schönheiten der Aristokratie, die in ihren Equipagen durch die Spaliere der bürgerlichen Herausgeputzten durchfahren, vor einem Geschäft schwebenden Schrittes absteigend.³⁶

Während das Promenieren den Damen der Mittelklasse zum Vergnügen reichte, waren es bei den Männern die Kaffeehaus-Besuche. Wenn aber eine ganze Familie promenierte, dann setzte sie sich gemeinsam in irgendeines der vielen Kaffeehäuser (ihre Zahl betrug an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert 500–600). Im 19. Jahrhundert galt die Frau allein – ohne Begleiter – nicht als gerne gesehener Gast im Kaffeehaus, weil sie leicht als Prostituierte hätte betrachtet werden können. Das Kaffeehaus, dieser typisch halböffentliche Ort, war gleichzeitig eng verbunden mit dem alltäglichen Leben der Männer der Mittelklasse; es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht die Gastfreundschaft dieses Ortes genossen hätten. Die große Anziehungskraft des Kaffeehauses wurde zweifelsohne dadurch gefördert, dass der moderne Bürger, der nach neuen, nur noch aus den Tageszeitungen erhältlichen Informationen ausgehungert war, zu der großen Auswahl der in- und ausländischen Zeitungen ausschließlich im Kaffeehaus Zugang hatte. Das Ehepaar Csorba – dokumentiert im Tagebuch – nahm an 470 Tagen bei 83 Gelegenheiten die Leistung von insgesamt 22 Kaffeehäusern in Anspruch, zugleich findet sich siebzig Mal eine Erwähnung über das Promenieren. Das Kaffeehaus und der Korso waren häufig miteinander verbunden. Oft endete das Promenieren mit dem Besuch eines Kaffeehauses, wie auch aus einer Tagebucheintragung hervorgeht: „Wir richteten unsere Schritte Richtung Redoute, in deren Kaffeehaus wir einkehrten. Dort, in einer Fensternische nahmen wir Platz [...] wir lasen enorm viele Zeitungen.“ Bei anderer Gelegenheit, als das eisbedeckte Hochwasser der Donau die Stadt in Aufregung hielt, heißt es: „Wir gingen mit Eszter zur Donau. Sie stieg langsam an. Meine Unruhe trieb instinktiv ins Kaffeehaus ‚Vigarda‘. Ich bat um die Abendzeitungen.“³⁷

Indessen drückt die sozio-physische Struktur der Großstadt auch der Welt des Korso ihren Stempel auf. In einem 1901 erschienenen Roman von Ferenc Molnár identifiziert der Held des Romans, ein Arzt, den gesellschaftlichen Status eines bei ihm erschienenen Patienten zunächst anhand dessen äußerer physischen Erscheinung und stellt ihn dann in seiner Phantasie in den öffentlichen Raum der Stadt. Er benützt also für die Identifizierung des „Fremden“ zwei kognitive Techniken, die in der Literatur als „apparential ordering“ sowie als „ordering by spatial location“ bezeichnet werden³⁸.

³⁶ KÓBOR, Budapest 10.

³⁷ TÁNCICS ÉS CSORBA NAPLÓJA [Tagebuch Táncics und Csorba] 126, 331.

³⁸ LYN H. LOFLAND, *A World of Strangers. Order and Action in Urban Public Space* (New York 1973).

„Ein Jüngling stand vor ihm, nackt bis zu den Hüften. Auf einem großen Fauteuil lag sein indigoblauer Mantel und sein rosarot-blau gestreiftes Hemd. Seine Kleidung ließ also darauf schließen, dass er Bankbeamter war, mit einem Gehalt von 50–60 Forint, und sowohl seinen indigoblauen Mantel als auch sein prächtiges Hemd auf Kredit gekauft hatte. Der Junge selbst war eine völlig bedeutungslose Figur. Ein solches gewöhnliches Gesicht von der Waitznergasse und der Andrássystrasse, welches am Sonntagmorgen auf den beiden Korso in Hunderten zu sehen ist. Natürlich ist ein Unterschied zu machen zwischen jenen und der Korso-Jugend der Kronprinzengasse; die braungebrannten, schön gewachsenen Burschen der Kronprinzengasse kleiden sich diskret, aber im Grunde genommen benehmen sie sich auf der Straße genauso wie jene der Váci utca. Sie sind hauptsächlich dadurch erkennbar, dass die Sonne nur die untere Hälfte ihrer Stirn über den Augenbrauen gebräunt hat. Die obere Hälfte ist ganz weiß. Das kommt von den kleinen Kappen der Rudervereine. Die Stirn der Jugend der Waitznergasse oder der Andrássystrasse ist ganz weiß oder ganz braun gebrannt. Sie werden nämlich nicht in die Rudervereine aufgenommen. Dies darum, weil sie nicht dem Papst unterstehen, wenngleich das ihr sehnlichster Wunsch wäre. Die Armen, sie setzen alles Mögliche daran: sie gehen nicht in den jüdischen Tempel, sie magyarisieren ihre Namen, sie befreunden sich mit armen verschuldeten Kaplänen, und sie gründen unter sich auch Rudervereine mit einem salonfähig gläubigen Präsidenten und mit einer starren Exklusivität – aber vergebens. [...] Der Eigentümer des indigofarbenen Mantels und des prächtigen Hemdes gehörte zu dieser Gruppe. Seine Stirn war ganz weiß.“³⁹

Ein ganz und gar anderes Bild zeigt die Gesellschaft des Ofener Korso, welche sich nach den Regeln der ruhigen, konservativen Beamten- (und zugleich christlichen) Gesellschaft ausrichtet. Ihre fiktive Darstellung ist bei Krúdy nachzulesen.

„Liebespaare schlenderten unter den welken Bäumen, Männer, ernsthafte, bedächtige Herren, Träger von Gehröcken könnte man beinahe sagen – hie und da ein grauer Schnurrbart –, neben ihnen ein Pester Dämchen oder Mädchen, die unzufrieden und schlecht gelaunt an der Seite ihrer Kavaliere dahinschritten. [...] Sehr oft war die Mode des vorigen Jahres an der Kleidung dieser Damen zu sehen, die nach Ofen gekommen waren, ja, sie sahen im Allgemeinen so aus, als suchten sie in den Annoncenteilen der Zeitungen unter dem Kennwort ‚Verlassenes Weibchen‘ Bekanntschaften.“⁴⁰

Ein weiterer charakteristischer Schauplatz der großstädtischen Öffentlichkeit ist der öffentliche Park, als dessen Verkörperung – seit Anfang des 19. Jahrhunderts – das „Stadtwäldchen“ [Városliget] galt. „Zweimal in der Woche holte mich Katinka mit dem Wagen ab, und wir machten einen Ausflug ins Stadtwäldchen, dort wo große, dichte Bäume eine schöne Wiese umgaben, wo einst eine Schießstätte stand: insbesondere wo-

³⁹ FERENC MOLNÁR, *Az éhes város* [Die hungrige Stadt] (Budapest 1993) 5 f.

⁴⁰ KRÚDY, *Postkutsche* 181.

chentags war dies ein ruhiger frischer Platz [...]“⁴¹ – erinnert sich ein Bürgermädchen aus der Innenstadt an die vierziger Jahre. In der Zeit des Dualismus, als die bebaute städtische Umgebung durch den Ausbau der Andrassy-Straße schließlich den Park erreichte, wurde das Stadtwaldchen zu einem modernen öffentlichen Park ausgestaltet, auf dessen Gebiet 1885 die Landes-Industrierausstellung und 1896 auch die Milleniumsfeiern veranstaltet wurden. Letztendlich nahm die ganze Stadtbevölkerung den Park auf eine Weise in Besitz, die die Segregation bei seiner Benützung zum Leitprinzip machte. Die parallel verwendeten Techniken der Enteignung und der Aufteilung setzten klar und deutlich die Benutzungsweise fest, die dazu führte, dass auch dieser scheinbar so demokratische öffentliche Raum keine wirkliche Möglichkeit zur gesellschaftlichen Vermischung der einzelnen sozialen Schichten bot.

„Bei der Lichtung, wo der Springbrunnen seinen Strahl bogenförmig versprüht, verteilt sich die [im Stadtwaldchen ankommende] Menge: die Eleganz auf die Stefánia-Straße, die Mittelklasse auf die kleine Insel des Sees, das nach Amüsement verlangende naive Feiertagspublikum zieht es nach dem Eldorado des Vergnügens: es eilt auf den Feuerwerksplatz. Aber die Umgebung des Springbrunnens hat auch ihr Publikum [...]: die festtäglich gekleidete Kinderschar. Auf den Bänken Schweizer Kindermädchen. [...]. Dort unten am Seeufer wimmelt die Menge zu Tausenden. Eine ganze Regatta schwimmt im aufgewühlten Wasser und unternehmungslustige, schmuck herausgeputzte Handelsgehilfen [...] ‚flitzen‘ mit ihren Angebeteten auf den breiten Holzbooten. [...] In den großen Zillen werden Gruppen von Lehrlingen eingeschifft. Von der Insel klingen die melodischen Takte irgendeines Walzers herüber und drinnen um die weißen Tische herum sitzen zu Hunderten die Mütter der Theresienstadt [Terézváros] mit ihren heiratsfähigen Töchtern [...] In weiße Gilets gekleidete Großhändler-Dandys tänzeln neben unserer Széchenyi-Statue vorbei [...]. Jenseits in der Allee drängt sich die Menge Richtung ‚Wurstelprater‘. Das Militär ist hier das regierende Element.“

Und weiter, der mit Massen überfüllte geräuschvolle, staubige Feuerwerksplatz, „wo Buden eng nebeneinander stehen, Zirkus, Schnellfotograf, Schießstätte, Riesendame, Automatentheater, Ringelspiel friedlich nebeneinander auskommen.“ Jenseits auf dem Bahndamm, lassen sich zahlreiche Familien auf dem grünen Rasen nieder und genießen die Kühle, hier

„jausnen die Bewohner der engen Vorstadtstraßen glücklich im Freien. [...] Für diese ist es schon ein Vergnügen, wenn sie dem nassen Dampf ihrer Kellerwohnungen entkommen [...] und einmal in der Woche die gottgegebene freie Frühlingsluft genießen [...]. Anders ist das Leben dort, wo die Manege der modischen Stefánia-Straße neben dem dunklen Grün der Nadelwälder weiß leuchtet. Sie ist bereits vornehmer und stellt für die wirklich noble Welt den modischen Ort des Promenierens und des Umherschauens dar. Weniger an den strahlenden Feiertagen des Sommers, sondern in den Nachmittags- und Dämmerstunden des schönen Frühlings. Dort ist

⁴¹ EMÍLIA KÁNYA, Réges-régi időkrol. Egy 19. századi irónő emlékiratai [Über uralte Zeiten. Erinnerungen einer Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts], herausgegeben von ANNA FÁBRI (Budapest 1998) 49.

es groß in Mode, mit den Kutschen Spazierfahrten zu machen, zu reiten, spazieren zu gehen oder die Herumfahrenden, Reitenden und Spaziergänger von den herausgestellten Sesseln aus zu betrachten und zu kritisieren.“⁴²

Für den Gebrauch dieser Sessel und Bänke – fügen wir gleich hinzu – musste man zahlen. Diese Aufteilung des „Stadtwäldchens“ zeugt von einer friedlichen (also auf stillschweigendem Konsens beruhenden) Benützung des öffentlichen Raumes. Das ist und war jedoch nicht immer so, da es ja ein charakteristisches Merkmal der modernen Großstadt ist, dass sie sich leicht den ungezügelter Manifestationen der gesellschaftlichen Konflikte hingibt. Dies ist auf die auffällige großstädtische Konzentration der Massen sowie darauf zurückzuführen, dass die großstädtische Gesellschaft gleichfalls polarisiert; schließlich kommt noch hinzu, dass die Großstadt (insbesondere die Hauptstadt) auch den symbolischen und tatsächlichen Sitz der staatlichen Macht beherbergt. Deshalb schafft die physische Besitznahme des öffentlichen Raumes unvermeidlich auch immer einen nachdrücklichen politischen Sinn und eine außergewöhnliche Bedeutung, worüber sich der Großstadtmensch immer im Klaren ist.

So beginnt sich der städtische Raum in irgendein Theater zu verwandeln, welches das städtische Publikum in zwei einander gegenüberstehende Richtungen teilt: auf der einen Seite sind die Zuschauer, die mehr oder minder passiven Beobachter (diese haben wir schon früher bei der Betrachtung des Corso getroffen); auf der anderen Seite befinden sich hingegen die Großen des öffentlichen Lebens, welche in den Rollen des jeweiligen aktuellen „Stückes“ wie Schauspieler fungieren. Unter gemeinsamer Beteiligung der beiden läuft das „Theaterstück“ ab, und die triviale Bedeutung dieser Rollenverteilung konnte man ebenso am Ende des 19. Jahrhunderts besonders bei öffentlichen feierlichen Begräbniszeremonien, wie auch bei den zu dieser Zeit noch seltenen öffentlichen parteipolitischen Veranstaltungen erleben. Bei beiden Gelegenheiten war die Mehrheit nur als „passiver“ Beobachter gegenwärtig – und das kommt im Verhalten zum Ausdruck, wird aber auch von der Erlebniswelt reproduziert, die man im Laufe des Miterlebens des Ereignisses erwarb. Anhand der groß angelegten Begräbniszeremonie für Ferenc Deák am 3. Februar 1876 kann dieses großstädtische Paradigma, also die Beschreibung eines Ereignisses aus der Sicht eines Beobachters, am trefflichsten veranschaulicht werden, wie das Tagebuch der Csorba zeigt:

„Wir gingen auf die Kerepesi-Straße [...]. Die Fenster waren bereits bevölkert; die Trauerflaggen flatterten, die Trauerdekoration nahm sich wirklich gut aus. Die große Zuschauerschaft hatte sich hinter das Militärspalier zurückgezogen, die Gerüste, Leitern, Eisengitter der Bäume, die Hausdächer füllten sich mit Zuschauern bzw. mit den neugierigen, ungeduldigen Schaulustigen.“

Hierauf begann nun „die Vorstellung“ zur „Unterhaltung des Publikums.“ Letztlich unterließ es der Schreiber des Tagebuches auch nicht, das im Laufe des Tages Erfahrene auszuwerten. „Während wir zur Familie von Mama gingen, sprachen wir im Detail über diese, bis zu diesem Zeitpunkt nie gesehene, großartige, pompöse Bestattungs-

⁴² Zit. GYÁNI, *Uses and Misuses* 98.

zeremonie, hauptsächlich über die reichlichen Sehenswürdigkeiten des Trauerzuges.⁴³ So sah der Tagebuchsreiber – aus der Sicht des Zuschauers – das öffentliche Ritual des letzten Abschieds vom Weisen der Nation⁴⁴. Die daraus gewonnene Erfahrung gelangte deshalb in das mentale Universum der großstädtischen Persönlichkeit, weil das merkwürdige Ereignis im öffentlichen Raum der Stadt, die selbst als Bühne diente, den Rang der inszenierten Sehenswürdigkeit erreichte. Und was ist wohl die Situation auf der Seite der „Spieler“ der öffentlichen Vorstellung?

An der Jahrhundertwende, besonders aber in den ersten anderthalb Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, stieg in Budapest die Zahl der Kundgebungen und Unruhen, die enorme Massen in Bewegung setzten und auch in blutigen Ereignissen mündeten, außerordentlich stark an. Früher gebrauchte in erster Linie die Universitäts-Jugend die Öffentlichkeit zu diesem Zweck, als sie im Banne der Unabhängigkeits-Idee protestierte, oder am Beginn der achtziger Jahre anlässlich der antisemitischen Kundgebungen. Im Zeichen der immer drängender werdenden Forderung nach dem allgemeinen Männerwahlrecht strebte ab den neunziger Jahren jedoch zumeist das Industrieproletariat nach der vorübergehenden und symbolischen Enteignung des öffentlichen Raumes und zeigte auf diese Art seinen eigenen politischen Willen und seine unerhörte Kraft. Die unter dem Namen „blutroter Donnerstag“ bekannten Unruhen am 23. und 24. Mai 1912 waren unter diesen am bedeutendsten: eine Menge von hunderttausend Menschen nahm daran teil und schließlich konnte die Demonstration nur unter Einsatz von regulären Streitkräften aufgelöst werden. Betrachtet man die räumliche Choreographie der Unruhen, die 184 Verletzte und 4 Tote forderten, folgte sie dem gewohnten großstädtischen Muster. Die Menge strömte aus den Vorstädten stadteinwärts, um die inneren Viertel der Stadt, in erster Linie den riesigen Platz vor dem Parlament, in ihre Gewalt zu bekommen. Und da dieses Unterfangen scheiterte, schlug die Offensive in eine Defensive um, die Demonstranten wurden in die Arbeiterviertel zurückgedrängt, in die Vorstädte und Vororte, welche sie vollständig für sich in Beschlag nahmen – um sich mit Barrikaden gegenüber der Stärke der Macht zu schützen. Die Barrikade stellt die symbolische Trennlinie zwischen der Vorstadt und der Innenstadt dar, zwischen der bürgerlichen (bzw. mit der Macht identischen) Welt und ihrer eigenen engeren Welt. Für die Mehrheit begann die Demonstration wie ein Aufmarsch am 1. Mai, der in seiner gewohnten räumlichen Ordnung bereits eine „traditionelle“ Beständigkeit annahm, die in einem am Anfang des 20. Jahrhunderts gedruckten Stadtführer wie folgt beschrieben wurde:

„Früh am Nachmittag versammeln sich die Arbeiter nach Industriebranchen mit Fahnen und Tafeln gewöhnlich am Kálmán Tisza Platz [heute Platz der Republik] und von hier ziehen sie in langen Kolonnen quer durch die Rákóczi Straße, die große Ring-Straße [Körút] und die Andrássy Straße ins Stadtwaldchen, wo sie das dahinter liegende geräumige Gasthaus mit großem Gastgarten völlig in Beschlag nehmen.“

⁴³ TÁNCICS ÉS CSORBA NAPLÓJA [Tagebuch Táncics und Csorba] 329.

⁴⁴ Vgl. dazu generell ALICE FREIFELD, *Nationalism and the Crowd in Liberal Hungary, 1848–1914* (Baltimore – London 2000).

Hier halten sie Festreden, später schließen Musik, Gesang, Tanz und Gesellschaftsspiele den roten Feiertag ab.“⁴⁵

Die neuen Gebräuche und neuen Traditionen, so scheint es, erwiesen sich auch in der Großstadt als äußerst beharrliche Angelegenheit, da auch Lajos Kassák als Teilnehmer des „blutroten Donnerstag“ seine Schilderung so beginnt:

„Auf dem Kálmán Tisza Platz war der Treffpunkt. Bald nach dem Essen war der Platz bereits gefüllt, in den Nebenstraßen standen dunkle, große Gruppen herum, die Organisatoren eilten hin und her, sie stellten die Menge in Kolonnen auf, und um halb zwei Uhr zog der Aufmarsch mit roten Flaggen und unter mit Sprüchen voll geschriebenen Tafeln los. Im Schatten der ersten Flaggen schritt die Parteiführung, danach folgte das endlose Lager der Arbeiter, geordnet nach Berufsgruppen. Hinaus auf die Ringstraße. In Vierer-Reihen, in Dreier-Kolonnen wogte die Flut. In der Menge waren Musikkapellen beschäftigt. Das war wirklich wie die Armee der Arbeit, die mit unermüdlicher Begeisterung zur Belagerung bereit war. [...] Die Straße entlang sind die Geschäfte geschlossen, neugierige Herren und Damen stehen hinter den riesigen Scheiben der Kaffeehäuser, und oben auf den Stockwerken der Häuser füllen sich die Balkone, und aus geöffneten Fenstern beugen sich die gerade ‚verdauenden‘ Bürger hervor, mit Lorgnetten und Guckern bewerten sie die Masse.“⁴⁶

Diese einigermaßen romantische Schilderung veranschaulicht plastisch, dass diesmal die Zuschauer und Spieler ihre üblich scheinenden altbekannten Rollen radikal vertauschten: die die großstädtische Öffentlichkeit früher in der Regel bloß als Zuschauer genießenden Massen der unteren Klassen avancierten nämlich bei dieser Gelegenheit zu Hauptdarstellern des Schauspiels, um so als „strukturierte Masse“ bei den Bürgern, die sie jetzt noch ruhig betrachteten, Erstaunen, gleichermaßen aber auch Entsetzen hervorzurufen.

⁴⁵ Zit. GYÁNI, *Uses and Misuses* 101.

⁴⁶ KASSÁK, *Egy ember élete* [Ein Menschenleben] 752 f.